



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz: Der Parnassus in Neufidel : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Kriegsphantasien erfüllten Seelen gesehen und als Tatsache anerkannt werde. Nicht die Friedenskongresse werden den Krieg aus der Welt schaffen, sondern weil in der nächsten Periode der wirtschaftliche Zustand — im einundzwanzigsten Jahrhundert kann ja wieder ein anderer eintreten — den Krieg zwischen den herrschenden Kulturnationen bis zur Unmöglichkeit erschwert, wird man bei Streitigkeiten zu internationalen Kongressen und Schiedsgerichten seine Zuflucht nehmen müssen. Die Entwicklung bringt es eben mit sich, daß Muskelkraft mehr und mehr durch Intelligenz, die Mordwaffe durch Maßregeln ersetzt wird. Eben erinnert mich ein unbedeutender Vorfall daran, wie das auch in dem hier betrachteten Gebiete von Lebensinteressen wirkt. Die Scandinavier sind aus Säufern leidenschaftliche Abstinente geworden. Zur Förderung der Mäßigkeit haben sie einen hohen Weinzoll eingeführt. Dadurch fühlte sich Frankreich geschädigt und rächte sich, indem es den skandinavischen Anleihen seinen Markt verschloß. Das hatte Finanzschwierigkeiten in den drei Staaten zur Folge, und Schweden macht jetzt den Anfang mit dem *pater peccavi* (im Völkerverkehr gibts wunderliche Verfündigungen), indem es den Weinzoll herabsetzt. Das ist eine der Formen des heutigen Krieges; um die Chinesen mit indischem Opium vergiften zu dürfen, hat England vor siebenundsechzig Jahren noch einen blutigen Krieg geführt. Die Änderung, die dem deutschen Volkscharakter von der allmählichen Verdrängung des *military type* durch den *industrial type* droht, erfüllt manchen guten Patrioten mit Sorgen, für die Bertha von Suttner kein Verständnis hat; will sie es gewinnen — sie reist ja immer noch viel —, so raten wir ihr, unsern Ludwig Kemmer auf ein paar Stunden zu besuchen.

Carl Jentsch



## Der Parnassus in Neusiedel

Von Fritz Anders

(Fortsetzung)



ach gemessener Zeit liefen die drei Entwürfe ein. Mein Gott! man hatte nicht geglaubt, daß soviel Papier zu so einem Theaterentwurf gehöre. Die Sachverständigenkommission fand sich nicht eher in dem Haufen von Rollen zurecht, als bis der Stadtbaumeister im Stadtverordnetenensaale Bretterwände errichtet und die Pläne numeriert und aufgenagelt hatte. Nun trat freilich ein großer Unterschied zwischen den drei Plänen hervor. Der Ermsdorfsche Entwurf stellte ein Theater dar, von der Art, wie sie bisher gebaut wurden. Von etwas steifer und eckiger Grazie, wie es der Geschmack der Gegenwart fordert, aber sonst war der Baumeister nicht besonders originell, sondern nur darauf bedacht gewesen, das Technische möglichst praktisch zu machen und den Besuchern einen möglichst behaglichen Aufenthalt zu

bieten. Nur dies war bemerkenswert, daß ein geteilter Vorhang, ganz so, wie ihn das Bayreuther Theater hat, vorgesehen war.

Der Schellingische Entwurf war freilich etwas ganz andres. Dieser zeigte hohe Originalität und wich weit ab von der gewöhnlichen breit getretenen Bahn. Der Bau sah im Außern aus, wie wenn er aus drei verschiedenen Modellierkartons, einem Museum, einer Burg und einem Ökonomiegebäude zusammengepappt wäre. Natürlich! Denn es ist künstlerischer Grundsatz, daß sich der innere Zweck in der äußern architektonischen Gestaltung abspiegeln muß. Da nun Zuschauerraum, Bühne und Kulissenmagazin verschiedene Dinge sind, so muß man das doch von außen sehen können. Aber mehr noch als dieses künstlerische Prinzip imponierte den Stadtvätern, das heißt den Freunden Schellingischer Kunst unter ihnen die Einrichtung des Zuschauerraumes. Dieser war, wie die Unterschrift mitteilte, dem römischen Theater in Taormina nachgebildet. Rechts und links von der Bühne standen geborstene korinthische Säulen und sonstiges zerfallenes Mauerwerk, und von Säule zu Säule war ein krummer Balken gelegt, von dem, aus buntbemaltem Stuck gebildet, Decken und Matten herabhingen, die den obern Abschluß der Bühne bildeten. Darüber hinweg sah man in der Ferne die weiße, rauchende Spitze des Ätna, und oben war der ganze Raum mit mattem, tiefblauem Glase überdeckt, das von rückwärts mit elektrischem Lichte beleuchtet wurde. Das war der italienische Himmel. Daß dieser Himmel fariert war, entsprach ja nicht ganz der Naturwahrheit, die Kunst soll doch nicht die Natur abschreiben, sondern künstlerisch umbilden. Großartig! Noch nie dagewesen. Und noch dazu Taormina! Die Schellingianer schwammen in Wonne und nannten den Entwurf die einzig mögliche Lösung des Problems eines modernen Theaters. Denn natürlich muß ein modernes Theater den Ausblick auf den Ätna und einen italienischen Himmel über sich haben. Dieses Theater mußte gebaut werden, kein andres als dieses!

Dagegen entschied sich die andre Hälfte der Kommission für Himmelby, dessen Entwurf sich zu dem Schellings verhielt wie Rinderbraten zu Eierkuchen oder wie eine Chausseewalze zu einem Kinderwagen. Das Haus war massig und schwer, wie aus dem Ankerbaukasten hingebaut. Es bestand aus Quadern, Klößen und Flächen, die mit spärlichem, prähistorischem Bierat versehen waren. Die Verhältnisse und Wirkungen waren so fein empfunden, daß es schwer war, sie nachzuempfinden. Ein ungebildeter Geschmack hätte darauf kommen können, diese niedrigen Türen, diese vergitterten Fenster, diese weißgetünchten Wände, diesen Zuschauerraum, der ausah wie das Innere einer alten Kirche aus der Popszeit, häßlich zu finden. Aber das wäre ein ungebildeter Geschmack gewesen. Ein gebildeter Geschmack riecht aus dem Häßlichen das feinste Parfüm heraus. Und der Teil der Kommission, der Himmelbys Partei genommen hatte, wußte, was er sich und dem Feingeschmacke der Gegenwart schuldig war. Er war von dem Ernste und der Größe des Planes hingerissen und erklärte: Kein andres als dieses Theater dürfe gebaut werden. Und der Ermsdorfsche Entwurf kam weiter nicht in Frage. Und somit stand, da bei jedem der beiden bevorzugten Entwürfe ebensoviele Stimmen für wie gegen abgegeben wurden, und da es der Herr Bürgermeister ablehnte, mit seiner Stimme den Ausschlag zu geben und die Verantwortung auf sich zu nehmen, die Sache still. Man tagte weiter, aber man kam zu keiner Entscheidung.

Und was sagte Herr Baurat Ermsdorf dazu, der doch sicher ebensogut Sachverständiger wie irgend eins der Mitglieder der Kommission war? Wenn er von einem Schellingianer beim Dämmerstochern im Schützen nach seiner Meinung sondiert wurde, erwiderte er mit dem Tone tiefster Überzeugung: Schellings Bau? — Sehr schön! Höchst originell. Ich gratuliere Ihnen, daß Sie sich für

ihn entschieden haben. Und wenn ein Himmelhyer wegen seines Entwurfs fragte, so sagte er mit dem Tone ebenso tiefer Überzeugung: Himmelbys Theater? Ich muß sagen, sehr schön. Ernst. Würdig. Wenn ich zu wählen hätte, ich würde ihn wählen. Und wenn Schellingianer und Himmelhyer zugleich anwesend waren, dann meinte er: Es ist in der Tat sehr schwer, einem der beiden Entwürfe den Vorzug zu geben. Und so saß die Sache fester als je.

Es währte in der Tat einige Zeit, ehe die Kunde von all diesen Ereignissen in den Gedankenkreis von Frau von Seidelbast drang. Als sie aber begriffen hatte, daß es sich um ein Theater mit geteilter Gardine handle, warf sie bei Gelegenheit ihres nächsten Musikabends die Frage auf, ob man denn nicht etwas für das Theater tun könne. Dies gab nun zu einer gründlichen Erörterung Anlaß, bei deren Schlusse sich die Überzeugung Bahn brach, man müsse einen Verein oder eine Gesellschaft oder ein Komitee gründen. Denn es mache doch einen tiefern Eindruck, wenn man sagen könne, die Gesellschaft für Theaterangelegenheiten beschließt oder meint oder wünscht, als wenn es hieße, Herr Neugebauer oder Frau von Seidelbast sind der Ansicht. Und so wurde denn unter Direktion von General von Kämpfer, Exzellenz, eine Gesellschaft zur Förderung des Musik- und Theaterwesens in Neustedel gegründet, die ihre Sitzungen mit den Seidelbast'schen Musikabenden verbinden und sich die Beeinflussung des Theaterbaues zur Aufgabe stellen sollte. Es sei ja schon viel geschehen dadurch, daß die geteilte Gardine auf dem Ermsdorfschen Entwürfe zu sehen sei, es müsse aber noch mehr geschehen. Denn noch habe der Ermsdorfsche Entwurf nicht obgesiegt. Dies zu bewirken müsse die erste Aufgabe des neugegründeten Vereins sein. Und dies um so mehr, als Herr Baurat Ermsdorf ein sehr liebenswürdiger Herr und Freund der Musikabende sei.

Als man dies dem Herrn Baurat, der natürlich Mitglied der Gesellschaft sein mußte, unterbreitete, antwortete dieser: Bravo. Ist nett von Ihnen, daß Sie einem jungen Anfänger so kräftig unter die Arme greifen wollen.

Jungen Anfänger? fragte man.

Natürlich. Das Projekt hat gar nicht mich zum Verfasser, sondern meinen Sohn Philipp.

Sie, Onkel Philipp? fragte Hilda, die mit dem Angeredeten und Hunding in der Tonne des Diogenes saß.

Ja ich, mein gnädiges Fräulein, erwiderte Philipp Ermsdorf.

Können Sie denn das? fragte Hilda. Ein Gelächter, wodurch Hunding, der der festen Überzeugung war, sein Freund Philipp könne alles, seiner Verachtung über die Frage Hildas Ausdruck geben wollte, unterbrach sie. — So ein Theater zu bauen, fuhr Hilda fort, muß doch furchtbar schwer sein. Die schweren Maschinen und — überhaupt.

Ach du denkst wohl, erwiderte Hunding, so ein Baumeister schleppt die Steine und Maschinen selber auf den Bauplatz. — Hilda wandte sich gekränkt ab. — Aber eins, Herr Ermsdorf, fuhr Hunding fort, müssen Sie einrichten. Sie müssen die Inschrift anbringen: *Ingenuas didicisse artes emollit mores, nec sinit esse ferus.*

Aber nicht auf dem Vorhange, wandte Hilda ein.

Nein, nicht auf dem Vorhange, sagte Hunding, das würde Mama nicht leiden. Aber sonst irgendwo, am Eingange oder im Foyer oder über der Kasse. Nicht wahr, Baumeisterchen, das geht? Wir haben es unserm Professor versprochen.

Ja, das ginge, erwiderte der Baumeister. Und er versprach auch noch eine Zeichnung von der Inschrift zu machen und eine Blaupopie davon abnehmen zu lassen.

Nach acht Tagen lag diese Blaukopie auf dem Katheder der Unterprima. Herr Professor Zeilius sah sie vor sich liegen und wußte nicht, was er damit anfangen sollte. — Dhaa, sagte er, mit dem Handrücken auf die Zeichnung schlagend, dhaa — was haben Sie mir dhenn dhaa hingelegt?

Der Primus erhob sich respektvoll und erwiderte: Herr Professor, es ist die Inschrift für das neue Theater.

So? Bherlich. Wer hat dhenn diesen Vers als Inschrift bestimmt?

Wir, Herr Professor. Wir hatten uns das Wort gegeben, daß Ihr Distichon, das Sie uns neulich auslegten, als Inschrift am Theater stehen sollte. Und wir haben es durchgeseht.

So? erwiderte der Professor wohlwollend. Wenn Sie soviel Einfluß in der Stadt haben, sso wird man sich mit Ihnen gutstellen müssen. Nun ich freue mich, daß Sie Sinn für Klassizität haben. Aber, Bherlich, der Ermsdorfsche Entwurf ist ja noch gar nicht angenommen.

Nein, Herr Professor. Aber wenn Sie etwas für ihn tun wollten?

Hm! — — Dhaa!

Natürlich gewann jetzt der Professor Interesse für den Ermsdorfschen Entwurf. Ein Entwurf, der unter dem Motto *ingenuas didicisse artes* stand, konnte unmöglich schlecht sein. Nun war zwar Zeilius nicht Mitglied der Kommission, aber seine Stimme in Neusiedel war nicht ohne Gewicht. Einesteils darum, weil er der Lehrer von Manchermanns Söhnen war, und andernteils darum, weil er nicht wie die Neusiedler Bürger erst nach rechts und links hörte und dann ein verklausuliertes Urteil abgab, sondern mit kräftigen Akzenten und ohne Menschenfurcht aussprach, was er für richtig hielt. Und so griff er zur Feder und veröffentlichte mit voller Namensunterschrift im Tageblatt einen Aufsatz, in dem er sein unerböhlnes Urteil über die drei Projekte darlegte. Das „Theater von Taormina“ sei Schwindel. So habe nie ein klassisches Theater ausgesehn, und so sehe es auch heute nicht aus. Und von der Koile dieses Theaters aus könne man den Ätna gar nicht sehn. Und der Entwurf Himmels sei ein kloziger und unschöner Bau, der durchaus die heitere Anmut vermissen lasse, die dem Heiligtume des Dionysos eigen sein müsse. Dagegen sei das Ermsdorfsche Projekt, das mit Recht das Motto führe: *Ingenuas didicisse artes* usw. allen Lobes würdig.

Dieser Aufsatz hatte zur Folge, daß man, nachdem man es zuvor nicht gewagt hatte, ein Wort über Ermsdorfs Entwurf zu äußern, zu finden anfing, daß dieser doch am allermeisten dem entsprach, was man sich unter einem Theater vorgestellt hatte. Er versetzte aber die Kommission in noch größere Verlegenheit. Denn nun konnte doch keiner der beiden streitenden Parteien zugemutet werden, sich zu einem Entwurfe bekehren zu lassen, der im Tageblatte Schwindel und ein kloziger, unschöner Bau genannt worden war. Als die Sache zu diesem kritischen Stande gekommen war, taten die Freunde des Baurats den Mund auf und warfen die Frage auf, ob es denn durchaus Schelling oder Himmelh sein müßten. Man habe doch Ermsdorf am Orte, der in der ganzen Gegend im besten Renommee stehe, und der ein Projekt eingereicht habe, gegen das nichts einzuwenden sei.

Das war richtig. Man sah das Projekt an und fand, daß es eigentlich hübscher sei und mehr einem Bürgertheater entspreche als die beiden andern. Und so war, da der Bürgermeister auf eine Entscheidung drängte, das Ende vom Viiede, daß weder Schelling noch Himmelh, sondern Ermsdorf obsiegte. Dies führte zwar zu einer ärgerlichen Korrespondenz mit den beiden ungekrönten Architekten, die es für niederträchtig erklärten, daß sie zur Konkurrenz aufgefordert seien, obgleich natürlich festgestanden habe, daß der einheimische Bewerber bevorzugt werden würde. Ja es

führte beinahe zu einem Prozesse und wirklich zu einem Vergleiche, in dem gewisse Entschädigungen gezahlt wurden, aber Ermsdorf, und zwar Ph. Ermsdorf, wie ganz richtig auf den Plänen stand, und nicht P. Ermsdorf war und blieb der Gewählte.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, daß die Gesellschaft zur Pflege usw. ihren Einfluß auf den Theaterbau geltend machte. Man hielt Sitzung auf Sitzung, zu denen Ermsdorf eingeladen wurde, und General Kämpffer, Erzellenz, der auf Form und Ordnung hielt, schrieb Protokoll auf Protokoll. Und Herr Ermsdorf war so liebenswürdig, zu den Sitzungen zu erscheinen, seine Ideen vorzutragen und die Wünsche der Gesellschaft entgegenzunehmen.

Aber Onkel Philipp, sagte Gunding, warum tun Sie denn das? Was zum Kukuck gehn denn Mama und den andern ihre Pläne an? — Ermsdorf lächelte und warf einen Blick auf Gilda.

Man wird nicht behaupten können, daß bei diesen Verhandlungen viel herauskam. Ja es gab Leute, die behaupteten, dieser Baumeister sage zu allem ja und tue dann, was er wolle. Es gelang nicht, den Gedanken der Frau von Seidelbast zu verwirklichen, daß das Theater aus Fachwerk und in den klassisch einfachen Formen des Bayreuther Theaters gebaut werde. Der andre Vorschlag, daß in dem Theater ein Einheitspreis, etwa zehn Mark, zu zahlen sei, drang auch nicht durch, er gehörte aber auch nicht in die Kompetenz des Baufachen. Jedoch gelang es, dem „versenkten Orchester“ die ihm gebührende Anerkennung zu verschaffen. Ja es gelang der Genialität des jungen Ermsdorf, ein Orchester zu konstruieren, das herauf und hinunter geschoben werden konnte, womit allen Wünschen genug getan war. Dieses verstellbare Orchester fand auch bei den Neusiedlern volle Anerkennung, da ein solches Orchester in keinem der benachbarten Theater zu finden war.

Währenddessen wurde die Theaterkommission durch die Verhandlungen mit dem künftigen Theaterdirektor in Anspruch genommen. Und hierbei hatte die Kommission Glück. Sie kam an einen Regisseur Brandeis, der sich bereitfinden ließ, seine sichere Stellung als Regisseur mit der unsichern eines Theaterdirektors zu vertauschen. Dieser Brandeis war ein tüchtiger Mensch, guter Charakterspieler und gewiegter Geschäftsmann. Er übernahm die Pachtung des Theaters, engagierte sich im Handumdrehen ein Personal, und bald darauf lag ein himmelblauer Bogen dem Tageblatte bei, der mit den Namen des gesamten Personals vom Heldenliebhaber bis zum Logenschließer und der Garderobefrau bedruckt war, und der mit der Aufforderung, auf Plätze zu abonnieren, schloß. Neusiedel las das Blatt mit Staunen. Wer hätte auch gedacht, daß ein Theater ein so komplizierter Apparat sei, und man abonnierte so fleißig, daß Herr Brandeis mit Schmunzeln seine nicht kleine Nase liebte.

Aber Frau von Seidelbast war außer sich. Unter dem angegebenen Personal war nicht ein einziger Sänger, nicht eine einzige Sängerin, keiner jener Künstlernamen, auf die hin man die Leistung unbefehens akzeptieren konnte. Man faßte Beschlüsse, und auf Grund dieser Beschlüsse begab sich General Kämpffer, Erzellenz, zu dem Herrn Schauspieldirektor und stellte im Interesse der Kunst die Forderung, daß ein Theater, das einen versenkbaren Orchesterboden habe, auch Opern geben müsse.

Der Herr Theaterdirektor hörte das, was ihm Erzellenz in knarrenden Tönen herablassend vortrug, mit der Miene Richards des Dritten an und erwiderte, Neusiedel und das Neusiedler Theater seien nicht groß genug, um eine ständige Operntruppe haben zu können. Aber man werde ein Opernensemble von auswärts kommen lassen.

Ob man auch Wagnerische Opern geben werde?

Ja, auch Wagnerische Opern.

Damit mußte sich der Herr General zufriedengeben. Aber Frau von Seidelbast erschien die Zusage gänzlich ungenügend. Sie beschloß, die Sache selbst

in die Hand zu nehmen. Sie versammelte den Verein usw. und trug den Plan vor: „Bayreuther Tage“ im Theater einzurichten. Man müsse dazu erste Kräfte engagieren und werde unter Ausschaltung dieses Direktors etwas leisten, was künstlerischen Wert und Dauer habe.

Der Gedanke war zu kühn, als daß er bei den Mitgliedern des Vereins sogleich volles Verständnis gefunden hätte. Man verhehlte sich nicht, daß mit der Sache große Schwierigkeiten und auch ein erhebliches Risiko verbunden sei, und es gab Stimmen, die gegen den Plan laut wurden.

Aber mein Gott, rief Frau von Seidelbast aus, lesen Sie denn keine Zeitungen, meine Herren? Wissen Sie denn nicht, daß Herr Geheimrat Wendefurt in Albertstadt mit bestem Erfolge durchgeführt hat, was wir planen? Was dieser eine Mann vermochte, sollte das unser Verein nicht leisten können?

## 6

Ein Amt von den vielen Ämtern, die das Theater zu vergeben hatte, war noch unbefetzt geblieben, das des Dramaturgen. Als darauf im Tageblatte aufmerksam gemacht wurde, begegnete die Anregung bei den Neusiedlern einem völligen Mangel an Verständnis. Auch in der Kommission erhob sich ein bedenkliches Schütteln des Kopfes. Als aber ein voreiliger Anonymus im Tageblatte die Frage erhob, wozu denn ein Dramaturg nötig sei, erfolgte ebenfalls von anonymen Seite die niederschmetternde Antwort: Einsender verstehe überhaupt nichts von der Sache. Ein Theater ohne Dramaturgen sei gar kein Theater, sondern eine Schmiere. Ob Neusiedel ein Theater oder eine Schmiere haben wolle?

Dieser Streit erregte großes Aufsehen. Wer hatte die Erwiderung geschrieben? Professor Scillus sicher nicht, wenigstens bestritt er es, aber vielleicht sein Schwiegersohn Wenzel Holm, von dem bekannt war, daß sein Drama: „Das verlorne Paradies“ an mehreren größern Bühnen gespielt worden sei, und der auch sonst die Blätterwelt mit Romanen und Novellen bevölkerte. Nach einiger Zeit erschien die Notiz in der Zeitung, der eifrigen und umsichtigen Direktion sei es gelungen, Herrn Wenzel Holm, den berühmten Verfasser des Verlornen Paradieses, als Dramaturgen am Neusiedler Theater zu verpflichten. Nicht gesagt wurde, daß dies ohne Gewährung eines Honorars geschehen sei, und daß die Sache auf nicht viel mehr als einen Ehrentitel hinauslief.

Wer war nun dieser Wenzel Holm? Eine der bekanntesten Persönlichkeiten in Neusiedel. Er war der Sohn des alten Franz Holm, der seinerzeit die Papierfabrik Holm und Sanders in der Wasserstadt gegründet und damit viel Geld verdient hatte. Als der alte Holm gestorben war, verwandelte der Sohn das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft, zog sich aus dem Geschäfte zurück und wandte sich den schönen Künsten zu, das heißt, er malte, er modellierte, er schriftstellerte. Nur mit der Musik wollte es nichts werden. Noch in der Zeit vor seiner allgemein-künstlerischen Periode hatte er sich mit Luzie Scillus, der Tochter des Professors, verheiratet. Diese Heirat war das Werk des alten Holm gewesen, der Luzie als ein kluges und zuverlässiges Mädchen schätzte, und der seinen Sohn kannte, nämlich daß er einer sichern Hand zur Führung bedürfte. Aber Luzie hatte doch nicht die Strenge gehabt, die zu dieser Führung nötig gewesen wäre. Sie sah zwar die Dinge mit hellem Auge, war aber zu sanft und nachgiebig, den Kampf dagegen aufnehmen zu können. Nur in einem war sie fest gewesen. Sie willigte nicht ein, nach Berlin überzusiedeln, weil sie ein tiefes Mißtrauen gegen die große Welt hatte, wozin es Wenzel Holm mit allen Kräften zog. Und da sie hierbei durch eine gewisse Klausel im Testament und die alte Frau Holm unterstützt wurde, setzte sie ihren Willen durch, und Holm mußte sich darauf beschränken, sich einen

großen Namen von Neufiedel aus zu erwerben, was ihm zeitraubender und schwieriger erschien, als wenn er im Strom der Mitschwimmenden hätte mitschwimmen können. Und nun war er nach einigen kleinern Sachen und mißratnen Anfängen mit seinem Drama: Das verlorne Paradies, herausgekommen. Dieses war auch aufgeführt worden, und die Kritik hatte es nicht gänzlich zerzaust, sondern vielversprechende Anfänge darin gefunden und den Autor aufgefordert, auf dem beschrittenen Wege weiterzuschreiten. Was zu tun er denn auch durchaus entschlossen war.

Dies Verlorne Paradies war eine ins Kommerzienrätliche überseetzte Hauptmannsche Glocke. Diesmal war der Glockengießer der Schwiegersohn eines Patrizierhauses, genial, jung und freheitsdürstend. Natürlich hat er auch sein Hautendelein. Aber die Schwiegereltern verstehn keinen Spaß, sie zwingen ihn, sein Hautendelein aufzugeben und in den Schoß der Moralität zurückzukehren. Das ist das verlorne Paradies. Schließlich, nachdem er die Lebenswerte philosophisch zerpulvert hat, erklärt er das Leben für einen gemeinen Schwindel und schießt sich der Hoffnung und der Geduld fluchend eine Kugel vor den Kopf. Es ist begreiflich, daß dieses Drama, das so ganz dem Zeitgeschmack entsprach, sein Glück machte.

Die Freunde des Scitiuschen Hauses hatten die Partie, die Luzie gemacht hatte, für ein großes Glück gehalten. Professor Scitius war nicht ganz dieser Meinung. Er hatte eine ausgesprochne Abneigung gegen Wenzel Holm, den er von der Schulzeit her und zwar als unsichern Kantontisten in Grammaticis kannte. Er hatte auch, da er sich von seiner Kunst nicht blenden ließ, nur darum in die Heirat eingewilligt, weil seine Frau nicht aufhörte, von der guten Versorgung ihrer Tochter zu lamentieren, und betrachtete es als sein gutes Recht, kräftige Töne zu reden, wenn in dem Holmschen Hause etwas nicht stimmte, wodurch er die Sache nicht besser machte. Als aber das Verlorne Paradies herauskam, schnitt er geistig das Tisch Tuch zwischen sich und seinem Schwiegersohn durch. Ddieser Mensch dhaa, sagte er empört, gehört nicht in den Choros der Musen und Charitinnen, sondern unter die Askalai und Tympanistai, unter die Sackpfeifer und Paukenschläger, ja, was sage ich, unter die Ruderknechte und Hafenstrofche. Ddieser Mensch hat nie begriffen und wird nie begreifen, was der Sinn und die Pflicht des Kalonlagathon sei. Dhaa! Er ffahre dahin, aber ich beklage es, daß er meiner Tochter Mann ist.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 10. Januar 1909

(Der Kaiser und die kommandierenden Generale. Der Lärm über den Artikel des Grafen Schlessen. Zentrumstreiberen. Die Lage im Orient. Juanschikai.)

Die Sucht, die Person des Kaisers zum Mittelpunkt einer politischen Sensation zu machen, hat in den ersten Tagen des neuen Jahres seltsame Blüten getrieben, und diesmal ohne jede Schuld des Herrschers selbst. Die Verantwortung für manche daraus entstandnen und vielleicht noch entstehenden Unzuträglichkeiten, die man zwar nicht zu überschätzen braucht, die aber besser vermieden worden wären, fällt in diesem Falle nur denen zu, die ganz unnötigerweise aus einem sehr einfachen Vorgange eine Sensation gemacht haben. Es ist ein alter Brauch, daß die